

Die Cadi im abendländischen Geschichtskreis

Autor(en): **Müller, Iso**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **17 (1957-1958)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-355967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Cadi im abendländischen Geschichtskreis

Von P. Dr. Iso Müller

Vorliegende Studie war Gegenstand eines Vortrages in der Kreislehrerkonferenz der Cadi zu Truns am 15. März 1956. Auf vielfachen Wunsch hin wird sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Sie legt den Hauptakzent auf die neuere Zeit, da die vorhergehende Epoche schon im ersten Band der Disentiser Klostersgeschichte, erschienen 1942 im Verlag Benziger zu Einsiedeln, genügend ausführlich dargestellt worden ist.

1. Im romanisch-germanischen Mittelalter

Die Römer brachten uns mit der lateinischen Sprache auch das Christentum. Ein Pfarrer der Cadi schrieb einmal großzügig an die Tafel: Jerusalem, Antiochien, Rom, Mailand, Chur, Ilanz, Truns, Somvix. Solche Entwicklungsreihen, mögen sie auch mehr vereinfachen, als der wirkliche komplizierte Sachverhalt belegt, zeigen deutlich und lehrreich die Wege auf, auf denen geistige Bewegungen in unser Gebiet einströmten. Eine andere Serie ähnlicher Meilensteine bilden etwa die folgenden Begriffe: Mekka, Tunis, Fraxinetum, die große Festung des Halbmondes bei Marseille, von Fraxinetum Angriffspfeile über den Mont Cenis auf das Kloster Novalesse, über den Großen St. Bernhard auf die Abtei St. Maurice und über den Lukmanier auf Disentis. Um 940 steckten die Söhne des Propheten auch Chur in Flammen und gelangten bis zu den Mauern von St. Gallen.

Wir können auch die großen Zentren der mittelalterlichen Welt festhalten, *Rom und Aachen*, zwischen denen die Kaiserzüge eines Otto I., eines Heinrich II. und vor allem eines Friedrich Barbarossa über den Lukmanier die Verbindung herstellten. Als Gegenstück zu dieser Nord-Süd-Bewegung hochpolitischer Natur stellt für unser Gebiet eine sozial-völkische West-Ost-Bewegung die Walserwanderung dar. Die Alemannen kamen im 5. bis 7. Jahrhundert in unsere Schweiz und auch ins Wallis. Nachdem sie Ende des 12. Jahrhunderts das Oberwallis fertig besiedelt und erfaßt hatten, suchten sie neues Land. So ging eine frühe Auswanderung von Naters und Mörel aus über das Goms nach Urseren, wo das neue walserische Andermatt gegründet wurde. Von den Ufern der jungen Reuß zog man weiter über Tschamutt-Mutschnengia sowie das Kloster Disentis bis Obersaxen. Hier endlich machte die große Wanderung der Walser über Furka—Oberalp dauernd halt.

2. Im Banne der Renaissance

In der Stadt Dantes und Petrarcas, in der Residenz der Medici, in Florenz, lag die Wiege der neuen großen Geistesbewegung, die man Humanismus oder Renaissance nennt. Zwei interessante Bilder der Arnostadt ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Zunächst das berühmte Bild, das Benozzo Gozzoli 1459 schuf, der «Zug der Heiligen Drei Könige», eine ununter-

brochene Bilderfolge mit wechselnden Landschaften, Burgen und Städten. Die orientalischen Kostüme der zahlreichen Figuren erinnern an die byzantinischen Besuche beim Konzil von Florenz. Aber dieses hochfürstliche und zartfeine Fresko im Palazzo Medici, also in einem privaten Hause, war es nicht, das auf unsere Gegenden näher wirkte. Vielmehr muß hier das Dreikönigsbild genannt werden, das *Gentile da Fabriano* um 1400 in der Akademie zu Florenz malte. Der eine König ist als Greis, der andere als Mann in Vollkraft, der dritte als Jüngling dargestellt. An dieses Vorbild schlossen sich *Cristoforo und sein Neffe Nicolao* an, genannt nach ihrer Heimat *Seregno* im Norden von Mailand. Diese beiden Maler wohnten um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Lugano und zogen von dort über den Lukmanier. In der Agathakirche zu Disentis und der Eusebiuskirche zu Brigels malten sie die drei Könige in ihren drei verschiedenen Lebensaltern. Der ganze Zug geht zuerst nach Jerusalem, von dort nach Bethlehem und zum Stalle. Sehen wir uns einmal die Kleider dieser höfischen Kavalkade an, so entdecken wir die modernsten damaligen Modekostüme des burgundischen Hofes, pelzbesetzte Samtröcke, feingefütterte Hängeärmel, lange Sendebinden. Und der ganze Zug schreitet über einen Boden, der mit Blumen besät ist und sich fast wie ein Teppich ausnimmt. Man hat den Eindruck, als ob der königliche Aufzug eben vom Hofe Philipps des Guten oder seines Sohnes Karls des Kühnen käme. Man weiß ja, daß Mailand und Burgund befreundete Mächte waren. Auch fallen die roten, grünen und violetten Farben auf, in denen die Burgundermode schwelgte, ganz im Gegensatz zu den Bauern, die nicht nur hier, an den Ufern des Rheins, sondern auch an den Gestaden des Vierwaldstättersees wegen ihrer einfachen, aus ungefärbter Schafwolle bestehenden Kleidung «graue Puren» genannt wurden. Und endlich der Hintergrund der ganzen Szene: Schiffe, Mühlen, Burgen und das mauerbewehrte Jerusalem, ein Hinweis auf die Zeit der emporkommenden Städte und der noch geachteten *Ritter*. Ein Hund bringt ja die Sporen, die ein Ritter vergessen hat. In St. Agatha malten die Seregnesen noch auf der Ostseite den heiligen Placidus als modernen Ritter mit langen, spitzen Schnabelschuhen, nicht mit dem von den Bauern bevorzugten breiten, geschnürten «Bundschuh». Und die über den Apsiden der Altäre angebrachten alttestamentlichen Propheten ähneln verzweifelt dem Aussehen florentinischer Kaufleute.

Noch deutlicher blickt die verweltlichte Zeit des Humanismus in der Darstellung des *heiligen Josef* durch. Im Gegensatz zum Bild von Fabriano stellten die Seregnesen den Heiligen ganz in der Ecke dar, in der Hand den Besen, kauern vor dem Kochtopfe. Der Nährvater Christi versteht nichts von dem Mysterium und sieht erstaunt den Zug der Weisen zu Maria und ihrem Kinde kommen. Auch in der Literatur, wie zum Beispiel im Weihnachtsspiel, ist der gerechte Nachkomme Davids nur der geplagte Hausvater und plumpe Bauer. Der Dichter Deschamps († 1422) spricht

von «Josef dem Dummkopf». Erst der heilige Bernhardin von Siena machte wieder auf den großen stillen Mann der Heiligen Familie mehr aufmerksam. Wie anders ist St. Josef in Müstair zur Zeit Karls des Großen geschildert! In ornamentalem Mantel und großem Heiligenschein wie Jesus und Maria.

Aber nicht alle Zeitgenossen der Renaissance waren verweltlicht. Eben war die Rede vom *heiligen Bernhardin von Siena*, der mit Vincenz Ferrer und Girólamo Savonarola zu den großen Bußpredigern des 15. Jahrhunderts gehört. Man hat schon gemeint, der große Sienese sei hier in der Cadi gewesen und habe auch hier seine Standarte mit den Symbolen IHS aufgepflanzt. Tatsächlich finden wir dieses Monogramm in einer Strahlensonne mehrmals in der Agathakirche angebracht. Die beiden mailändischen Maler, die mit Bernhardin von Siena in Berührung gekommen waren, werden dieses Reformzeichen aus eigener Inspiration in unseren Gegenden dargestellt haben.

3. Die Abwehr der Glaubensspaltung

Die Erneuerungsbewegung vermochte wenigstens in den deutschen Landen nicht durchzudringen. Schneller als man ahnte, kam die *Krisis*. Wittenberg – Zürich – Chur – Ilanz, das sind die Wegstationen. 1517 die Ablaßthesen Luthers, 1526 bereits das Religionsgespräch in Ilanz. Die soziale Umschichtung, der humanistische Geist, der schnelle Buchdruck, die staatliche Post, all das beschleunigte die Auseinandersetzung. Ist es nicht interessant, daß Abt Theodul Schlegel vom Prämonstratenserkloster St. Luzi in Chur sich an der Ilanzer Disputation auf ein Werk berief, das der berühmte englische Bischof John Fisher 1523, also nur drei Jahre vorher, gegen Luther herausgegeben hatte! Wir wissen, daß der Magistrat der Cadi den damaligen Ansturm niederhielt. Die neue Bewegung mußte in Waltenzburg haltmachen. Aber sie setzte nach fünfzig Jahren nochmals an. Man weiß ja, daß zum Beispiel die engadinischen Gemeinden St. Moritz und Celerina erst 1577 zur neuen Lehre übertraten. Daß dieser zweite Angriff beinahe die Festung der Cadi von innen heraus sprengte, demonstrieren spätere Berichte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, wonach fünf Pfarrer der Cadi 1572 nach Zürich gezogen wären, um sich in der neuen Lehre zu unterrichten. Mit den notwendigen Büchern versehen, seien sie aber auf dem Rückwege über den Walensee ein Opfer stürmischer Wellen geworden. Dazu die ergänzende Tradition, daß der Abt Christian von Castelberg (1566–1584) an einem Tage in den fünf größeren Ortschaften der Cadi gepredigt habe. Die Nachrichten sind nicht wörtlich zu nehmen, aber die Substanz ist vielleicht doch richtig. Vergebens hat Abt Christian von Castelberg nicht aus eigenen Mitteln die Kirche in Danis gebaut. Das Grabdenkmal dieses Abtes, der mit dem heiligen Karl Borromäus befreundet war, befindet sich an der Stiege zur Marienkirche im

Kloster. Den dritten Angriff organisierte der Ilanzer Prädikant Stefan Gabriel mit seinem 1625 herausgegebenen Buche «Stadera». Zum Gegenangriff rief Abt Augustin Stöcklin auf, der auf dem Wege von Ilanz nach Flims am 9. Oktober 1632 von einem Anhänger der schwedischen Prädikantenpartei nicht weniger als viermal mit gezücktem Schwerte angegriffen wurde. Wäre nicht ein französischer Besatzungssoldat zu Hilfe geeilt, so wäre er dem Angriff erlegen. Um diese Zeit kamen aber auch die italienischen Kapuziner zu Hilfe, die gleichsam eine Vormauer vor den Toren der Cadi errichteten, indem sie wichtige Positionen, wie Seewis, Schleuis, Cumbels, Danis, hielten.

4. Spanische Motive

Unterdessen war ein großer katholischer Staat zur Weltmacht emporgestiegen: *Spanien*. Seine Soldaten siegten auf den venezianischen Schiffen 1571 beim griechischen *Lepanto* über die Flotte des Halbmondes. Die Lagunenstadt feierte den Sieg großartig. Andrea Vicentino († 1614) malte die Schlacht im Dogenpalast und stellte eindringlich dar, wie die großen Ruderschiffe gegeneinander fuhren und durch Enterbrücken eine Infanterieschlacht auf den Schiffsverdecken herbeiführten. So schlugen noch die Römer gegen die Karthager ihre Seeschlachten. Erst später, im Jahre 1588, als die kleinen englischen Schiffe mit guten Feuerwaffen von ferne die spanische Armada in den Grund bohrten, kam eine neue Methode zur Anwendung. Da die Schlacht von Lepanto just an dem Tage geschlagen wurde, da in Rom die Rosenkranzbruderschaften ihre Bittgänge hielten, am ersten Oktobersonntag, sah man im Siege eine Hilfe von oben. Das 1573 eingeführte Rosenkranzfest erinnerte stets an dieses sieghafte Ereignis. Wenn eine solche Rosenkranzkonfraternität errichtet wurde, gedachte man des Lepanto-Sieges, so noch im Dokumente von Semvix für das Jahr 1651. Die Pleifer Rosenkranzbruderschaft ließ sogar 1630 vom Italiener Giovanni B. Macholino ein großes Schlachtenbild herstellen, das noch mehr als das venezianische Bild das Ineinanderfahren der Schiffe und die sich daraus ergebende Schlacht auf den Oberdecken darstellt und auch viel deutlicher die Muttergottes in den Vordergrund rückt. In der linken Bilderecke gewahrt man die Sieger: Philipp II., den Papst Pius V. und den Dogen von Venedig.

Aber das Reich des zweiten Philipp (1556–1598) lag nicht nur südlich der Pyrenäen und an den Küsten des westlichen Mittelmeeres, sondern ganz in unserem nachbarlichen Süden. Schon 1545 erhielt Philipp von seinem Vater Karl V. Mailand, das bis 1714 bei Spanien-Habsburg blieb. Der spanische Gouverneur in der Ambrosiusstadt hatte einen langen Arm, der bis an die Quellen des Rheins reichte mit seinen goldenen Dublonen und großen Zollizenzen. Er war wiederum in steter Verbindung mit dem spanischen Residenten in Chur, ein Posten, den besonders die Familie des

Grafen Casati lange innehielt. War Solothurn die Stadt der französischen Ambassadoren, so Chur die des spanischen Residenten. Das eine war ein Vorposten des Louvre, das andere des Escorials. Und oft steckten die Politiker Gelder beider in ihre Taschen. In beider Heere dienten Söhne der Cadi.

Eine besondere Hochburg des spanischen Einflusses war lange Zeit Somvix. Als die Somvixer gegen Bischof und Nuntius einen Disentiser Pater als Pfarrer forderten und dem bisherigen Kaplan einfach die Möbel auf die Straße setzten, da meinte um 1686 P. Karl Decurtins: «Die Somvixer werden in ihrer Grandezza als wie die Hispanier stehen.» Wie sehr der Blick auf das Pyrenäenreich begeisterte, zeigte Abt Adalbert Defuns († 1716), der in seinem Büchlein «Segira Via tier il Parvis» ausführlich die Krankheit König Philipps II. schilderte, wie man sie noch ausführlicher heute in dem herrlichen Buche von Pfandl (1938) lesen kann. Defuns fügte danach hinzu: der spanische Monarch war nicht «nur Herr und Patron über seine Untergebenen, sondern auch Meister über sich selbst und seine Leidenschaften». Die Verehrung iberischer Heiliger, wie Ignatius und Franz Xaver, gelangte bis in unsere Kirchen. Es sei nur an den portugiesischen Missionär in der Trunser Kirche erinnert, der in elegantem Rokoko vom Altare aus grüßt. Besonderer Beliebtheit erfreute sich die heilige *Theresia von Avila*. Das Theresialied, das P. Placidus Rüttimann 1687 herausgab, hob noch besonders ihren national-kastilianischen Charakter hervor: «Was jüdisch ist, veracht sie gleich.» Und ihre mystische Durchbohrung durch den Liebespfeil eines Engels erzählt uns das Lied auch, als ob der Verfasser an die berühmte Marmordarstellung von Bernini in Rom erinnern wollte. Im stimmungsvollen Kirchlein zu Zarkuns steht neben dem Altar eine Statue des 18. Jahrhunderts, in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern ein Buch, wohl das Buch von der Seelenburg: es ist die große spanische Mystikerin. Ein anderes spanisches Motiv bietet das Altarblatt von *Caverdiras* aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Wenn dort in der angebrachten Inschrift der heilige Antonius trotz seiner portugiesischen Heimat als Proles Hispaniae, als Sohn Spaniens, bezeichnet wird, so ist das nur deshalb verständlich, weil Portugal 1580 bis 1640 tatsächlich unter die spanische Krone kam. Am schönsten zeigt sich die spanische Geistigkeit in *Acletta*. Wohl hat der Mailänder C. F. Nuvolone († 1661 oder 1665) den Pinsel geführt, aber als Vorbild nahm er die «Immaculata der Franziskaner», die der große Estaban Murillo entworfen hat. Die Linie geht also vom andalusischen Sevilla über das spanische Mailand nach dem bündnerischen Disentis. Die Kapuziner, die damals die Pfarrei innehielten, brachten das oberitalienische Bild nach Acletta. Es darf umso eher als Ausfluß iberischer Religiosität betrachtet werden, als die spanischen Theologen und der spanische Hof am meisten im 16. und 17. Jahrhundert die Immaculata Conceptio befürworteten.

Es war auch nicht von ungefähr, daß die Bündner Oberländer so gerne nach *Santiago* pilgerten, oft über Montserrat, dem marianischen Pyrenäenheiligtum. In Spanien verstand man die rätoromanische Sprache der Pilger ja gut. Eine solche Wallfahrt begann mit einem Besuche des Klosters Disentis, wo ihnen nach einem noch erhaltenen Formular Empfehlungen an geistliche und weltliche Behörden ausgestellt wurden. Brigels baute schon 1514 die Jakobuskapelle und ließ an der Außenwand den Heiligen mit Pilgerstab und Muschel darstellen. Von dieser Pfarrei sind vermutlich sehr viele Waller nach Compostel ausgezogen. Aber nicht alle kehrten wieder zurück. 1643 verloren sich fünf solcher Jakobsbrüder aus Brigels auf ihrer Pilgerreise. Weitere Jakobspilger im 17. Jahrhundert kennen wir aus Truns und aus Somvix. In Disentis gab es eine blühende Jakobsbruderschaft, ebenso in Tavetsch, wo schon 1491 eine Kapelle zu Ehren des großen Apostels und des heiligen Christophorus entstand. Auch in der Kirche von Platta malte man Anfang des 16. Jahrhunderts den großen Pilgerpatron mit Muscheln und Pilgerstab, denn auch der Lukmanier war eine Pilgerstraße. Wenn aber ein nahes eindrucksvolles Symbol für die Beziehungen der Cadi zu St. Jacob in Galicien genannt werden soll, dann kann es kein anderes sein als die große Jakobsstatue von zirka 1660 in der Trunser Pfarrkirche neben dem Hochaltar. Mit zwei Muscheln auf seiner Pelerine und mit der Provianttasche am Lendengürtel schreitet der Apostel an seinem Pilgerstab eilig und kräftig voran, als ob er wüßte, wie weit es noch ins ferne Santiago wäre.

5. Vom Dogenpalast zum Versailler Schloß

Die Gegner des spanischen Habsburg waren die französischen Bourbonen und deren Verbündete, worunter besonders die *Venezianer* hervorstechen. Mit dem Louvre und der Lagunenstadt waren wir seit Beginn des 17. Jahrhunderts stark verbunden. Das Bündnis, das Frankreich 1602 mit den eidgenössischen Orten schloß, ergänzte sich durch die im folgenden Jahre (1603) geschlossene Freundschaft zwischen den Bündner Tälern und dem Inselstaat. Die Beziehungen zur Markusrepublik waren schon im 16. Jahrhundert sehr freundlich. Der Doge Nikolaus de Ponte erlaubte den bündnerischen Viehhändlern (1579–1582) zollfreien Eintritt und das Tragen von Waffen. 1591 pilgerten acht Bündner-Oberländer von Truns und Somvix, Disentis und Tavetsch unter Führung des Somvixer Pfarrers Jakob Bundi, des späteren Abtes, und des Trunser Kirchherren Donat Kunz nach Jerusalem, machten aber vorerst der «Königin des Meeres», wie Venedig hieß, einen großen Besuch. Bundi war ganz bezaubert von der feenhaften und völkerreichen Insel: «Venedig ist zu unserer Zeit die berühmteste Stadt in der ganzen Welt, eine Herberge aller Völker, der Christen, Juden, Heiden, Griechen, Tartaren, Armenier, Sarazenen, Moscovitern, die reichste an Schätzen, die allermächtigste zu Wasser und zu Land.» Drei

Pilger besuchten das Zeughaus, wo Wehr und Waffen für 100 000 Mann allzeit bereit waren. Das wirkte auf die Bündner: «Es ist kein Fürst in der Welt, welcher ein solches Arsenal vermöchte als eben die Venediger. Wer zu Venedig gewesen ist und diesen Ort nicht gesehen hat, der hat nichts gesehen», so schreibt der Somvixer Reisemarschall. Und der damalige Doge gab noch jedem Pilger zwei Dukaten auf die Weiterreise mit. Wer weiß nicht, daß die Bündner vor allem als Zuckerbäcker so gerne in die Dogenstadt zogen? Aber noch mehr als wirtschaftliche Fäden verbanden die hohen Summen von Zechinen, die der adriatische Stadtstaat den Bündnern sandte. San Marco paga tutto!

Die Politiker des Louvre, vor allem Richelieu, suchten durch ihre Verbindungen mit Venedig über Savoyen und die Eidgenossenschaft die habsburgischen Mächte Spanien und Österreich zu trennen. Die Diagonallinie Paris—Turin—Luzern—Chur—Venedig sollte den spanisch-habsburgischen Zusammenhang von Madrid—Mailand—Wien zerschneiden.

Das Zusammentreffen der beiden großen Koalitionen zeigte sich deutlich im *Dreißigjährigen Kriege* (1618—1648). In den Jahren 1621/22 kämpften in unserer Cadi spanisch-mailändische sowie ernerische Truppen gegen evangelisch-bündnerische Kontingente, die von Frankreich und Venedig unterstützt wurden. Aber erst 1624/25 griff Richelieu selbst ein, verband sich mit Savoyen und Venedig und ließ die Spanier und Österreicher aus dem Veltlin und aus Bünden vertreiben. Nun dominierte überall der französisch-venezianische Einfluß. 1633/34 schlugen sogar die Truppen des Lilienbanners im Bündner Oberland ihre Quartiere auf. Abt Stöcklin hatte keinen schlechten Eindruck: «Der französische Soldat, der bei uns wohnt, macht uns durch seine Frömmigkeit und seinen katholischen Glauben sehr Freude.» Aber beinahe wäre das Land wiederum Kriegsschauplatz geworden; denn 1633 rückten die Kaiserlichen von Kempten gegen Chur und die Spanier von Como gegen das Misox vor. In diesen gefährlichen Tagen machte Abt Augustin die lauretanische Litanei in der Cadi heimisch, die dann besonders im Pestjahre 1637 allgemein wurde. Wir beten seitdem heute noch jeden Tag im Kloster nach der Complet die marianische Litanei und bitten in der Oration um Schutz vor Krieg und Pest. Später ging es den Franzosen freilich nicht gut. Sie wurden hinausgeworfen, weil sie den Bündnern das Veltlin nicht zurückgeben wollten. Aber auf den deutschen Schlachtfeldern siegten sie zusammen mit den Schweden und konnten daher bald nach dem Westfälischen Frieden unter Ludwig XIV. die erste Rolle in Europa spielen.

Der Einfluß des *Versailler Hofes* auf die Cadi beschlug in erster Linie militärisch-finanzielle Belange. Die Aristokraten übernahmen im französischen Heere Offiziersstellen und zogen die Landeskinder als Soldaten nach. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Trunser Familie der Caprez, die während eines Jahrhunderts im Dienste der bourbonischen Lilien beständig

eine halbe Kompanie von 100 Mann ins Feld stellte. Einer der Begründer dieser Kompanie hat heute noch beim Aufgang zum Chore in der Pfarrkirche sein Grabdenkmal; es ist der Caspar Adalbert de Caprez, gestorben 1755, der Oberstleutnant und Träger des Ludwigsordens war. Und den würdigen Schluß dieser fremden Dienste besiegelte Leutnant Mathias de Caprez, der am 10. August 1792 bei der Verteidigung der Tuilleries für den König sein Leben opferte. (Näheres darüber hat Major P. A. Vincenz im «Bündner Monatsblatt», 1936, S. 301–315, veröffentlicht.) Im Kloster Disentis gab es eine Gruppe von Mönchen, die für den Sonnenkönig sehr begeistert war. Dekan P. Maurus Cathrin leitete in seinem Enthusiasmus den Namen der Stadt Paris von Paradies ab. Abt Adalbert Defuns lobte die Verjagung der Hugenotten. Als der vierzehnte Ludwig, berauscht von der Aussicht auf das spanische Erbe, den Kampf gegen eine Riesenkoalition aufnahm, da hoffte Defuns nach den ersten französischen Erfolgen des Jahres 1701, König Ludwig werde «auch das benachbarte Rätien von der kalvinischen Häresie säubern». Damals war der Riß noch nicht vernarbt, die Hoffnung auf vollständige Erledigung des Gegners noch nicht erloschen. Man kannte die Toleranzidee noch nicht, von ökumenischen Gesprächen zwischen den Konfessionen zu schweigen.

Frankreich gab damals überall den Ton an. Das wirkte sich bis in unsere Täler aus. Im sogenannten Stil Louis quatorze hat zum Beispiel der Laienbruder Petrus Soler die Kanzel der Disentiser Klosterkirche geschaffen, klar und klassisch in Aufbau und Ornament. Auch die Mode der Seinstadt drang in die oberen Schichten unseres bäuerlichen Gemeinwesens ein. So rasierten sich denn seit 1700 die Landammänner und Fürstäbte gemäß der königlichen Mode von Versailles immer mehr. Weniger Erfolg scheint die französische Sprache in unseren Landen gehabt zu haben. Wohl sprachen die aristokratischen Offiziere, die im Dienste der Bourbonen gestanden hatten, die Sprache Racines, aber es ist doch auffällig, daß im Kloster Disentis nur ganz wenige Patres das Idiom der Ile der France verstanden. Die Mönche schrieben ihre Briefe an die benediktinischen Gelehrten von Paris in lateinischer Sprache.

6. Das habsburgische Wien, das Bollwerk gegen die Türken

Für viele bedeutete damals die kaiserliche Residenz an der blauen Donau mehr als der Bourbonensitz an der Seine. Habsburg-Österreich war auch gar nicht so entfernt, wie es scheinen möchte. Ein starker Brückenpfeiler zwischen Donau und Rhein war der vorderösterreichische Hof im tirolischen *Innsbruck*, der viel Macht und Einfluß im Zehngerichtenbunde und im Engadin besaß. Und von Innsbruck wölbte sich ein weiterer Brückenbogen nach *Feldkirch*, das damals zur Diözese Chur gehörte. In dessen Jesuitenschule studierten im 17. Jahrhundert Bündner-Oberländer gar nicht so ungerne. Von Feldkirch ging die Verbindung weiter zum österreichischen

Rhazüns, wo der kaiserliche Resident wohnte, der sich sogar in die Disentiser Abtwahlen einzumischen suchte. Der Fürstabt von Disentis war noch Reichsfürst, wurde zu den Reichstagen eingeladen und erwartete auch von der Donaustadt Schutz und Unterstützung. Noch 1688 gab man in Wien um Bestätigung der reichsfürstlichen Stellung ein. Allein Kaiser Leopold I. hatte anderes zu tun. Er kämpfte gegen den türkischen Kettenhund, den Ludwig XIV. losgelassen hatte. Für den Habsburger Kaiser schlugen damals die Herzen hoch, weil er als christlicher Herrscher und Vertreter des Abendlandes gegen die Türken zu Felde zog. Man hob in unsern Tälern die Hände gen Himmel, als 1683 Kara Mustapha die Donaustadt belagerte. Überhaupt waren die Gedanken vieler bei den kaiserlichen Armeen; denn der Türke galt allgemein als der Feind der Christen. Darum auch so viele *Türkenmotive* in unseren Kirchen. Ein Beispiel bietet schon die Trunser Pfarrkirche. Auf dem rechten Seitenaltar, also auf der Epistelseite, stellte ein Maler 1661 Barbara und Katharina dar, und als Hintergrund die Hinrichtung der heiligen Barbara. Scharfrichter und Anführer tragen den bezeichnenden Turban der Türken. Auf dem Josefsaltar in der Abteikirche malte der Zuger Muos 1701 eine ganze Türkenschlacht als Kulisse hin, auf der einen Seite die Fahne des Halbmondes, auf der andern die des Kreuzes. Damals war ja noch der Entsatz von Wien 1683 und der Sieg des Prinzen Eugen bei Zenta 1699 in aller Munde. Auf dem Placidusaltar stellte der Luganese Giorgioli den Präses Victor als turbantragenden Großtürken und heidnischen Tyrannen dar. Und wenn wir uns die Stukkaturen unter den Arkaden vor den Seitenaltären ansehen, wieviele Türkengesichter mit stechenden Augen und drohendem Schnauz! Überall zitterte die Türkengefahr nach, in den Liedern des 1685 erschienenen «Blumengartens» von P. Placidus Rüttimann wie in den Canzuns der 1690 in Truns aufgelegten «Consolaziun» von P. Karl Decurtins. Die kriegerischen Söhne des Propheten galten als ein «grausamer Hund», dem man die ewige Höllenpein wünschte. Noch in der 1746 zu Bonaduz gedruckten rätoromanischen «Defensiu» des katholischen Glaubens wendet sich der Kapuziner P. Daniel da Bagnolo gegen die Lehren Mohammeds (S. 9–12), besonders gegen die sinnfällige Deutung des Himmels. «Ein solch ‚schmutziges Paradies‘ verdienen nur die Schweine» (tschuff Parvis, tal à qual merita la vita, che meinen de salva venia porgs).

7. Rom und Italien

Mehr als die Höfe von Wien, Paris und Madrid beeinflusste die Stadt am Tiber, die päpstliche Kurie das Leben am jungen Rheine. In geistiger Hinsicht bedeutete die Roma aeterna der Nachfolger Petri mehr als ein fürstlicher Hof. Die zu Trient beschlossene Reform wäre ohne die folgenden Päpste Pius V., Gregor XIII. und Sixtus V. nie durchgeführt worden. Die Päpste wurden aber von großen Heiligen unterstützt, von *Karl Borro-*

mäus und Philipp Neri. Der Besuch des Heiligen von Mailand 1581 in Disentis war dafür bezeichnend. Karl verteilte nicht nur Rosenkränze, sondern nahm zwei Studenten mit, die später als reformeifrige Pfarrer in Disentis und Truns wirkten. Viele Bündner fanden seither im helvetischen Kolleg ihre theologische Bildung. Von Italien kamen auch die Bruderschaften, so die des Rosenkranzes und die des Skapuliers. Von Mailand aus verbreitete sich auch das vierzigstündige Gebet, das z. B. 1658 in Danis eingeführt wurde (Ischi VI, S. 64).

Auch die großen Missionen fanden zuerst in Italien eine Heimstätte. Am meisten erfaßten das Volk in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die italienischen Jesuitenprediger Paolo Segneri († 1694) und Gian Pietro Pinamonti († 1703). Mit echt südländisch bewegter Gebärde und mit der tiefen Überzeugungskraft des gläubigen Barocks zogen sie von einer Stadt zur andern. Zwei ihrer Schüler, die Jesuiten Fontana und Mariani, kamen auch über die Alpen zu uns. 1705 hielten sie zu Disentis eine ganze Woche lang für die Cadi und das übrige Bündner Oberland eine große Mission ab. Die barfüßigen Missionäre geißelten sich öffentlich und trugen schwere Kreuze auf ihren Schultern. Dem Beispiele folgten die Männer, die ihren entblößten Oberkörper ebenfalls geißelten und schwere Kreuze oder eiserne Ketten in den Prozessionen mittrugen. Von allen Orten kamen viele Teilnehmer ohne Schuhe und Strümpfe. Nicht nur die Missionäre selbst, sondern auch viele Teilnehmer weinten offen aus tiefer Herzensreue. Und merkwürdig, obwohl sie italienisch sprachen, verstand man sie doch, wenn auch nicht dem Worte nach, so doch nach ihren ernsten Mienen und lebhaften Gesten. Abt Adalbert III. Defuns faßte aber nach jedem Vortrage den Inhalt in romanischer Sprache zusammen. Beim großen Schlußumgang erschienen siebzig Männer in Mönchskutten, und gegen 5000 Männer trugen Kreuze. Diese Jamna sontga della Cadi e della Surselva erinnert an die Setimana santa in Sevilla. Aber wir müssen nicht nach Andalusien gehen, um das zu verstehen. Die Heimat dieser beredten und bewegten Frömmigkeit ist das italienische Nachbarland. Schließlich war es ja gerade der heilige Karl Borromäus, der die Selbstgeißelung wiederum übte und verbreitete.

Ein halbes Jahrhundert später kam von Süden wiederum eine Andacht zu uns, die heute noch in Ehren dasteht, die *Kreuzwegandacht*. Der seeleneifrige Missionär und Kanzelredner franziskanischer Observanz, P. Leonard von Porto Maurizio († 1751), förderte in großzügiger Weise den Kreuzweg. Nicht weniger als 572 Kreuzwege werden seiner Initiative zugeschrieben. Abt Columban Sozzi aus Olivone benutzte seine Beziehungen zu den Franziskanern in Mailand und ließ 1767 die Stationen in der Klosterkirche einführen. Die Abtei gab 1770 eine bebilderte romanische Kreuzwegandacht im Drucke heraus, die noch 1782 und 1794 Neuauflagen erlebte und damit diese Andacht in der Cadi verbreitete.

Den italienischen Einfluß und den Rom-Gedanken unterstrichen in sehr deutlicher Weise die vielen *Wallfahrten* nach der heiligen Stadt. Im Jubeljahr 1675 zogen nachweisbar gegen fünfzig Wallfahrer zu den Apostelgräbern. An der Spitze stand Mistral Johann Fontana. Im Jahre 1700 griffen 21 Trunser zum Wanderstab. Statthalter Andreas Defuns starb in Rom, Statthalter Mathias Albrecht erreichte mit Mühe seine Heimat, wie sein *Ex Voto* in Accladira zeigt. 1775 zogen wiederum zwölf Pilger aus dem Tavetsch nach der Pöpstestadt. Und diese Waller ließen sich bei ihrem jeweiligen Ableben im Pilgerkleide begraben, ähnlich wie früher die Jerusalem-Fahrer. Mit diesem frommen Wallfahren nach Rom hängt es nicht zuletzt zusammen, daß so viele *Reliquien* in unser Gebiet kamen, allen voran im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts die sogenannten Katakombenheiligen, die auch wieder den Blick auf das christliche Rom lenkten.

Ist es nicht für die romfreundliche Einstellung der Barockzeit bezeichnend, daß wir so vielfach die *Apostelfürsten* neben oder auf den Altären sehen? Als Beispiel sei auf die großen Figuren von St. Petrus und Paulus auf dem Hochaltar von Sedrun verwiesen, dann auf den Nebenaltar zu Compadias, wo die Doppelheiligen noch deutlicher auf dem Altarblatt hervorgehoben sind, und endlich auf den südlichen Seitenaltar von Somvix, wo man in bescheidener Art die Heiligen noch an Schlüssel und Schwert erkennen kann.

Von Italien und den bündnerischen Untertanenländern kamen viele *Künstler*, Architekten, Plastiker, Maler. Die aus Roveredo stammenden Architekten Barbieri und Baroggi sind besonders zu nennen; der eine erbaute die Placiduskirche in Disentis, der andere die Pfarrkirche in Dardin. Die Stukkaturen in der Pfarrkirche zu Truns, in Maria-Licht und Acletta zeigen schon durch ihre Massigkeit und Schwere ihren südlichen Ursprung, ganz im Gegensatz zum späteren leichten süddeutschen Stukko der Wessobrunner-Art unter den Arkaden der Klosterkirche. Den Materdolorosa-Altar in farbigem Marmor mit leuchtenden Perlmuttereinlagen schuf 1735 Francesco Solari aus dem Gebiete von Como. Und wenn man nach Malern sucht, dann geht man am besten in die Trunser Pfarrkirche und schaut sich die Nebenaltäre der linken Seite, also der Evangeliumsseite, an. Auf dem ersten Seitenaltar tritt uns eine aristokratische italienische Dame entgegen, deren Jesuskind dem kleinen Johannes dem Täufer das Lamm übergibt, während im Hintergrunde Johannes der Lieblingsjünger mit dem Kelche in der Hand an der Szene sich interessiert. Im Hintergrunde eine südliche Berg- und Hügellandschaft. Aus der gleichen Zeit, um 1660, datiert das Bild des Nischenaltars, dessen Figuren und besonders dessen Köpfe hier nicht mehr schrägläufend, sondern waagrecht (*isokephal*) angeordnet sind. Unter dem Namen-Jesu-Symbol drängen sich zwei Gruppen anbetend vor. Auf der einen Seite führt der heilige Karl Borromäus an, auf der andern ein Papst mit der Tiara zu Füßen. Die Charakterköpfe von beiden, von

Papst und Kardinal, sind sehr fein individualisiert und durchgeistigt. Hinter dem Papste erkennt man einen Edelmann mit Krause und Kinnbart, eine typisch spanische Mode und Physiognomie, vielleicht der Maler selbst, der aus dem spanischen Italien stammen könnte.

Von den Kirchen gehen wir über zu den *Melodien*, die in diesen vielen Neubauten erklangen; es waren zunächst Weisen der italienischen Musik. Schon unter Abt Christian von Castelberg (1566–1584) fand der mehrstimmige Gesang Eingang. Um 1630 interessierte sich der Kapellmeister P. Tobias Bruggner um die sechsstimmigen Motetten des mailändischen Komponisten Orfeo Vecchi, die ganz im strengen A-capella-Stile verfaßt waren. Und wiederum steht damit in innerem Zusammenhang, daß die 1640 erbaute neue Disentiser Pfarrkirche im Chore beidseitig Sängereмпoren erhielt. In der Residenzstadt der Cadi war der mehrstimmige Gesang damals im Schwunge. Die Disentiser Pfarrkirche war denn auch das Vorbild für ähnliche Einrichtungen in der Plazikirche (1655), in den Pfarrkirchen von Sedrun (1691) und Platta (1744). Im Rücken der Kirche, über dem Kircheneingang, gab es erst später Tribünen. Die erste war die des Klosters, die aber erst um 1750 benutzt wurde, die zweite war diejenige von Maria-Licht. Mit diesen Sängergloggien und Türeporen kamen auch die Orgeln, die vorher klein und selten waren, auf.

Von Italien her kam aber nicht nur der mehrstimmige ernste Gesang, sondern auch die Orchestermusik. Die oberitalienischen Städte Venedig, Mailand und Ferrara waren die Heimstätten der orchestralen Musik, vor allem der Oper. Anfangs des 18. Jahrhunderts hört man im Kloster von Geige und Cello. Gleichsam den Auftakt zu einer neuen Zeit bildete hier das Jahr 1742, als der von St. Gallen postulierte Abt Bernhard Frank (1742 bis 1763) nicht nur mit Orgelklang und Figuralgesang, sondern auch mit Orchestermusik in der Kirche empfangen wurde.

Schon bei der kirchlichen wie weltlichen Musik des 17. Jahrhunderts spielte der Konzerttrompeter eine beachtenswerte Rolle, so bei Bach, Colonna, Pallavicino, Scarlatti. Auch im 18. Jahrhundert fehlte das Clarino im Orchester nicht. Am liebsten benützte man den Festtrompeter wie überhaupt Schall- und Blasinstrumente bei großen Einzügen in die Kirche. Schon der Chronist Barthol. Anhorn († 1640) erzählt uns von solchen bündnerischen Festen, bei denen die «türkische Musik» erklang, eine Nachahmung der osmanischen Militärmusik (Janitscharenmusik). Nun gab man im 17. und 18. Jahrhundert den Armeen Bläserchöre mit. So schuf Friedrich der Große in seiner Armee eine solche Organisation. Die Militärmärsche kamen in Flor, und zwar vorzugsweise mit der Einführung des preußischen Paradeschrittes. Ende des 18. Jahrhunderts finden sich die Militärmärsche bereits in Frankreich, England und Österreich. Durch die napoleonischen Kriege fand diese militärisch-patriotische Tonkunst auch bei uns Eingang. So zog die französische Armee unter General Demont am

10. März 1799 «mit klingendem Spiele mit einer vortrefflichen türkischen Musik» in Disentis ein. 1812 treffen wir im Kloster bei einem Fastnachtsanlaß bereits die studentische Feldmusik, die 1819 auch in der Kirche tätig war. Damit sind wir aber schon ins 19. Jahrhundert vorgestoßen.

8. *Der Disentiser Klosterbau als Symbol des fürstlichen Barocks*

In Rom studierte am Propagandakolleg P. Adalbert de Medell, der später als Abt (1655–1696) das neue Kloster erbaute und auch die Fundamente der neuen Klosterkirche setzen konnte. In der Tiberstadt sah der junge Tavetscher Frater und Theologiedoktor die neue herrliche Jesuitenkirche des Gesu (1573), die schönen Palastbauten des Lateran (1587) und der Barberini (1624). Schon P. Placidus Spescha berichtet, daß der energische Prälat in der Ewigen Stadt die neue große Klosterplanung ins Auge faßte. Der erste Entwurf zur Klosterkirche, der dem Br. Caspar Mosbrugger zugeschrieben werden kann, sah ja auch ganz im Stile der Luzerner Jesuitenkirche eine basilikale Anlage mit zwei Pultdächern vor. Dann änderte man aber den Plan im Sinne des sogenannten Vorarlberger Münsterschemas und überdeckte die Kirche mit nur einem einzigen Dache. Die zwiebelförmigen Turmhauben und die ganze Kirche erinnern an die süddeutsch-österreichische Baukunst. Es ist, als ob unsere Klosterkirche auch sonst irgendwie im Raume zwischen Admont und Zabern stehen könnte.

Fürstlich macht sich der klösterliche Wohnbau in seinen mächtigen Ausmaßen. Sichtlich wollte man wenigstens nach außen die bischöfliche Residenz in Chur in den Schatten stellen. Der Plan ging über die Bedürfnisse der damaligen Klosterfamilie und ihrer Schule hinaus und nahm auch auf die vorhandenen Mittel nicht genügend Rücksicht, so daß die schweizerische Benediktinerkongregation dem Bau Einhalt gebot, obwohl erst der südliche Langtrakt und der mittlere, nach Norden gehende Anbau vorhanden war. So blieb das Kloster unvollendet und ist die Marienkirche gegen den Wunsch der Bauherren des Barocks erhalten worden. Erst unsere Zeit ergänzte das Rechteck und vollendete damit die barocken Baugedanken. Wegen der Massigkeit des Klosterbaues hat man schon an den Escorial erinnert. Insofern ja auch im Baue der Fürstabt seine Residenz hatte, der meist ein Freund Spaniens war, darf man mit Recht Disentis als den «rätischen Escorial» bezeichnen.

Auf der Stirne der klösterlichen Kirchenfassade grüßt den Wanderer ein eigenartiges Bild, an sich sicher kein großes Kunstwerk, das die Palette von P. Fridolin Eggert († 1709) schuf, aber eine geistesgeschichtlich sehr bedeutsame Darstellung. Unter dem Mantel der jugendlichen Madonna stehen auf der einen Seite schutzflehende Kaiser und Kaiserin, König und Königin, dazu Herzöge und Fürsten, auf der andern Seite knien bittend Papst, Bischof und Abt, alle damals auch Landesfürsten. Diese Figuren

sind alle bezeichnend für die Epoche des Barocks, wo die Höfe von Wien und Madrid, Paris und Turin und nicht zuletzt auch diejenigen von München und Innsbruck den Ton angaben. Nicht weniger bedeutend war der päpstliche Hof in Rom, erst aber in großem Abstände davon der bischöfliche Hof in Chur. Die Aristokraten und Soldaten, die Pfarrer und Mönche der Cadi wandten sich nun bald diesem, bald jenem Hofe zu. Ein gemeindegössisches Empfinden existierte damals nicht, auch nicht beim Manne auf dem Lande. Der schweizerische Einheitsstaat oder der sogenannte Nationalstaat ist erst ein Produkt des 19. Jahrhunderts, der Helvetik von 1799 und des Bundesstaates von 1848. Daher sandte die Cadi ihre Landeskinder bald in französische, bald in spanische Dienste, alles durchaus begreiflich. Daher jubelte die eine Gruppe dem Louvre, die andere dem Escorial zu. Hier heißt es historisch denken und nur dann wird man den früheren Zeiten einigermaßen gerecht.

9. *Von der dämonischen Landschaft zum romantischen Tal*

Nachdem wir uns die Cadi von der großen Perspektive der europäischen Höfe, von der Stadt der Päpste, der Habsburger und Bourbonen angesehen haben, fragen wir uns einmal, wie denn eigentlich die Reisenden und Forscher, der Mann des Unterlandes und des Auslandes Landschaft und Leute am jungen Rhein beurteilt haben. Um es gleich vorwegzunehmen, man dachte von unserem Lande so schlimm als nur möglich. Der schweizerische «Baedeker» von Johann Jakob Wagner aus dem Jahre 1688 warnt die Wanderer vor unsern Gegenden. «Die Berge sind sehr hoch, die Täler äußerst elend; glücklich, wer es nicht sieht und dennoch glaubt!» Deshalb kam kein Maler hier herauf. Der Amsterdamer Landschaftszeichner Hackaert wagte sich 1655 nur bis Ilanz. Selbst die Gelehrten, weder Mauriner noch Bollandisten, erkühnten sich zu einer solchen Reise und ließen sich nur durch Mittelsmänner Dokumente und Nachrichten geben. Der Zürcher Balthasar Bullinger, der sich 1757 herausnahm, in die Cadi vorzudringen, nennt die Leute «Köpfe ohne Hirn», die nichts «von gesitteten Völkern» wissen. Johann Konrad Faesi, ebenfalls aus dem Limmatathen, fand 1763 die Einwohner klein und übel gestaltet. «Ihre Augen und Gesicht zeigt wenig Menschlichkeit, wohl aber Wildheit und Brutalität.» Dem Göttinger Meiners fielen 1788 die Kinder auf, die ihm «in eckelhafter Unsauberkeit» erschienen. Noch fünfzig Jahre nachher rief der Engländer Derwent aus: «Disentis ist ein elendes Dorf. Wie ist es für jemanden möglich, seine Lebensstage an einem Orte wie diesem zuzubringen?» (1830). Selbst jahrhundertealte und erprobte Lebensweisen wurden als barbarisch abgelehnt. Der Innsbrucker Adelige und spätere gelehrte Mönch von St. Gallen, Bernhard Frank von Frankenberg, der 1742 bis 1763 die Abtei Disentis regierte, bedankte sich für Bündnerfleisch und Oberländer-Käse und wollte beides von dem Tisch der Mönche entfernen. Noch

1838 meinte das in Neuchâtel herausgekommene «Album de la Suisse pittoresque», die Tavetscher befolgten in der Herstellung des Bindenfleisches eine alte Gepflogenheit der Hunnen. Fürwahr, man betrachtete die biedereren Bewohner der Cadi eigentlich als vollendete Kannibalen und beinahe als gemeingefährliche Menschenfresser!

Diese Urteile über die Cadi gleichen ganz den Ansichten, welche man auch über andere Bergvölker und Alpenlandschaften hatte. Die Ausländer sahen unsere Gebirgstäler als trostlose und beinahe von ewigem Schnee bedeckte Felsengebiete an, in denen fast nur zurückgebliebene Menschen wohnen können. 1705 behauptete ein Rostocker Professor, das Heimweh der Alpenbewohner komme daher, daß sie, weil an die verdorbene Alpenluft gewohnt, die reinen Lüfte des Tieflandes nicht ertragen könnten. Die Engländer, die 1741 eine Expedition nach Chamonix unternahmen, übernachteten droben im Tale in ihren Zelten nur mit den Waffen in der Hand, da sie offenbar sich gegen einen Angriff der Bewohner schützen wollten. Auch bündnerische Gegenstücke fehlen nicht. So bezeichnete der in Basel lebende deutsche Gelehrte Sebastian Münster († 1552) die Engadiner als «Diebesvolk» (*gens furax*), ja als «ärgere Diebe als die Zigeuner». Und in den 1777 begonnenen «Räubern» rät Friedrich Schiller einem Spitzbuben an, sich ins Bündnerland, ins «Athen der heutigen Gauner», zu begeben.

Und doch zog schon im 18. Jahrhundert eine neue Zeit herauf, die den Bergen und Menschen ganz anders gegenüberstand. Holen wir etwas weiter aus, um diese *Entdeckung und Eroberung der Alpen* besser zu begreifen. Aus wirtschaftlichen Gründen erstieg man schon seit jeher die Höhen bis gegen 2000 Meter. Nicht umsonst erwähnt das Tellotestament von 765 die Alp Nagiens, die 2010 Meter über dem Meere liegt, als Zubehör des Sagensen Zentralhofes. Aber aus touristischen oder gar wissenschaftlichen Motiven stieg man nicht hinauf und ließ die Firne und Felsen der alpinen Majestäten in ihrer unberührten Schönheit. Es war eine Ausnahme, die keine Nachahmer fand, daß König Peter III. von Aragon im Jahre 1285 den Mont Canigou, einen östlichen Ausläufer der Pyrenäen von 2785 Meter, erklomm. Um die landschaftlichen Reize zu genießen, bestieg Petrarca 1335 nördlich von Avignon den Mont Ventoux, der 1908 Meter mißt. 1358 erstieg ein Humanist den Rocciamelone beim Mont Cenis, der nicht weniger als 3537 Meter hoch ist. In unseren Gebieten bezwang der Humanist Johann Fabricius Montanus mit zwei Genossen 1559 den Calanda. Aber nachher schweigt die Bergchronik ganz. Das 17. Jahrhundert ist erfüllt von Konfessions- und Kabinettskriegen, von theologischen Streitigkeiten, aber niemand dachte an die Ersteigung der Berge. Und doch fing im gleichen Jahrhundert in England ein neuer Geist sich zu regen an, die Natur- und Erfahrungswissenschaft, die vor allem Newtons Gravitationsgesetz so förderte. Mathematik und Astronomie nahmen einen großen Aufschwung. Diese neue Einstellung wanderte über Holland in die

kontinentalen Länder. Der in Utrecht herangebildete Zürcher Johann Jakob Scheuchzer († 1733) suchte mit seinem Barometer die Höhen zu messen. Er nahm 1694 auch seinen Weg über Oberalp und Lukmanier. Bald darauf, 1729, machte Albrecht von Haller mit seinem Lehrgedicht «Die Alpen» zwar nicht auf das Bündner Oberland, wohl aber auf das Berner Oberland aufmerksam. Mit seinem Hinweis auf das glückliche Volk der Hirten weckte er aber auch indirekt die Freude an der alpinen Welt. Um 1744 schrieb der gelehrte *P. Maurus Wenzin* seine Beschreibung der Cadi, in der er sich ganz bezaubert zeigt über die Reize seiner Heimat, aber nicht über die Gletscher und Bergesriesen, sondern über die aussichtsreichen Paßhöhen und idyllischen Wasserfälle, über den Oberalpsee, die Vergera bei Mompé-Medels, das Stalusatobel, die Lavreinerschlucht, Accladira über Truns und die Ebene östlich von Brigels auf dem Wege gegen Waltensburg, und den stürmischen Petersbach am wilden Felsen von Obersaxen. Er schaut die Cadi nicht an mit blödem Auge und verstaubtem Herzen, sondern mit dem offenen Sinn eines begeisterungsfähigen Jünglings. Aber über die Waldgrenze schweift sein Blick kaum. Nicht umsonst braucht er etwa 17mal den Ausdruck «liebliche Ebene».

Aber die Erforschung, einmal angeregt, ruhte nicht, bis auch die höchsten Spitzen der alpinen Majestäten erstiegen waren. Schon 1730 bis 1740 erkletterte der Prättigauer Pfarrer Sererhard die Scesaplana (2969 m), und vier Engelberger Talleute erstiegen 1744 den Titlis (3242 m). In unseren Gegenden setzte dieses Werk *P. Placidus Spescha* (1752–1833) fort, der seine alpinistische Tätigkeit 1782 mit der Besteigung des Scopi begann. Spescha fand den Weg zum Oberalpstock, zum Tödi und zum Rheinwaldhorn. Mit seinem beredten Munde und seiner originellen beobachtenden Feder machte er auch seine Freunde im ganzen Schweizerlande auf die rätische Bergwelt aufmerksam.

Der Lautsprecher Speschas war vor allem der in Zürich niedergelassene Schlesier *Johann Gottfried Ebel* († 1830), dessen Anleitung, die Schweiz zu bereisen, mehrfach aufgelegt wurde und weiteste Kreise erfaßte. Daher seit dem Ende des 18. Jahrhunderts der große Strom der Reisenden, der unsere Täler erfaßte. Von Ilanz her kam der berühmte Historiker Johannes von Müller aus Schaffhausen, der sich am 20. Oktober 1797 in Truns aufhielt und gegen jedermanns Rat noch über die Oberalp weiterzog. Umgekehrt wanderte der verbannte Josef von Göres 1820 vom Crispalt nach Truns, wo er *P. Placidus Spescha* «beinahe einen ganzen Tag über das rätische Wesen zu befragen hatte», wie er selbst erzählt. Es gefiel ihm auch die St. Annakapelle sehr, besonders das Hauptbild von *P. Fridolin Eggert*. Auch die Brüder Napoleons zogen vorbei, Ludwig, einst König von Holland, und Hieronymus, einst König von Westfalen (1815).

Statt vieler anderer erwähnen wir last not least den ersten bekannten *Amerikaner*, der die Cadi besuchte, *James Fenimore Cooper*, den berühm-

ten Schöpfer der Urwaldpoesie und des modernen Prärie-Romans, der uns allen als Verfasser der «Lederstrumpfgeschichten» von Jugend auf bekannt ist. Aus seiner abendlichen Septemberfahrt des Jahres 1828 von Truns nach Disentis machte er eine wildromantische Nachtszene und fühlte sich wie ein «Reisender auf den Grenzen der zivilisierten Welt in Amerika». Aber vor Cooper kam schon die amerikanische Mode in die Cadi, ich meine den Zylinderhut. Seine Heimat ist die amerikanische Indianerwelt, von wo ihn der berühmte Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, nach Paris brachte, wo er als Gesandter 1776 bis 1785 wirkte. Die Pariser waren begeistert für den Mann ohne Perücke, der aber eine kleine Brille und einen hohen Zylinderhut trug. Die neue Mode eroberte bald die westeuropäische bessere Gesellschaft und galt in den großen Tagen des Lebens als die entsprechende feierliche Kopfbedeckung. So kam es, daß der Zylinder seit Anfang des 19. Jahrhunderts, vielleicht seit 1806, jeweils vom Mistral der Cadi auf dem Cumin getragen wurde und heute noch in Mode ist und keineswegs weichen will.

Zwei Werke machten dann unsere Täler weithin berühmt. Das eine schrieb der Bamberger Literat *Dr. Ignaz Christian Schwarz*, der in seinen 1843 erschienenen «Wanderbildern von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfall» über das ganze Bündner Oberland ein romantisches Rosarot verbreitete. Da Schwarz an der katholischen Kantonsschule in Disentis einige Jahre Literatur und Geschichte lehrte, verstand er es ausgezeichnet, die Farben zu mischen und Land und Leute in geistreich-beobachtender Art zu schildern. Man muß wieder bis zu P. Maurus Carnot gehen, um solche duftige Schilderungen zu finden. Mehr für die Schönheiten der Natur hatte ein offenes Auge der aus Hessen-Nassau stammende Churer Professor *Gottfried Theobald* in seinem 1861 erschienenen Buche «Das Bündner Oberland». Der gründliche Deutsche registrierte am Schlusse seines Buches alles, was er irgendwie sah und sammelte, Granit und Gneis, Moose und Flechten, Mäuse und Käfer, und fügte die einzelnen lateinischen Fachnamen an. Er verfocht die Ansicht, daß das Oberland «an lieblichen wie großartigen, wilden und schauerlichen Bildern der Natur hinter keinem andern Alpenlande zurücksteht und nur noch bekannter werden muß, um denselben Ruf zu erlangen». Theobald führte das Werk von P. Placidus Spescha weiter und leitete hinüber zu den noch umfassenderen Studien von P. Karl Hager († 1918).

Nun wagten sich auch die *Maler* in unsere Bergwelt. Als erster wanderte um 1780 der Zürcher Landschaftsmaler Ludwig Heß (1760–1800) als angehender Künstler über den Lukmanier und zeichnete Rheinbrücke und Kapelle St. Roc sowie die Paßstraße bei S. Gion, alles im Sinne einer andächtigen Stimmung und einer sanften Idylle, ganz so, wie es der bekannte Salomon Geßner, der die Zeichnung auch in Kupfer stach, liebte. Dann zeigte P. Pl. Spescha die eigentliche Bergeswelt und die Eisregion den

Künstlern, so zuerst dem Zürcher Maler Bleuler (1817), der auch von der Disentiser Landschaft ein wunderfein duftiges und zart getöntes Bild entwarf, mit blauen Bergwäldern und gelben Birken, wohl bis heute das schönste Bild dieser Art vom Bündner Oberland. Auf Bleuler folgten der Basler Birmann (1821), der Toggenburger Isenring (1823), der Badener Federle, der Schwyzer David Alois Schmid und wie sie alle heißen. Sie alle machten durch ihre Zeichnungen und Stiche die Cadi und das Oberland ebenso bekannt wie Schwarz und Theobald durch ihre literarischen Werke.

Je mehr die alpinistische und medizinische Wissenschaft die Vorzüge unserer einsamen und abgelegenen Landschaft erkannte und pries, umso mehr wurde sie aufgesucht, so daß sie heute zu einem heißersehnten Erholungstal für ungezählte Gäste und Wanderer geworden ist. Die Cadi war im 17. und im 20. Jahrhundert im wesentlichen gleich, aber die Brille, mit der sie angesehen wurde, änderte sich ganz.



Im Dezember kaufen wir die
schönen Pro-Juventute-
Marken; ihr bescheidener
Zuschlag ist eine Hilfe für
bedürftige Schweizerkinder

Unsere neue Fidel

Wir suchen ein verlorenes Gut. – Wir haben das Singen und Spielen im häuslichen Kreise verlernt. Vielerlei Bestrebungen helfen uns, es wieder zu erschließen, regen uns an und rufen uns auf. Das Bauen und das Spielen der neugeschaffenen Fidel wecken ein tieferes Verständnis für die Musik.

Als sechssaitiges Streichinstrument wurde sie nach alten Vorbildern neu gestaltet und für die heutigen Musikbedürfnisse entwickelt. Wie die «Viola da gamba» in Kniehaltung gespielt, stimmt sie sich ebenfalls wie diese in Quart-Terz. Unterhand-Bogenführung und präzise Tongebung durch die Bünde erleichtern dem Jugendlichen wie dem Spätlernenden das reine Spiel. Die gute, freie Haltung ermöglicht auch gleichzeitiges Spielen und